

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 18.

Posen, den 22. Januar 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Keiſtr. 5.

Der bezwungene Tod.

Roman von August Man Hauff.

5. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Das war die Antwort, die er gesucht hatte. Er war aus dem Haus gelaufen, um es irgend jemand zu sagen, ins Gesicht zu schleudern, daß er Vester töten werde. Bransen bebte am ganzen Körper, schweißbedeckt, ausgebrannt und gleichzeitig flammend.

Der „Major“ stammelte etwas und sprach auf ihn ein, doch Bransen sprang auf und lief ohne Gruß davon.

„Vester muß sterben,“ dachte Bransen im entzündeten Kausch. „Ich muß sie aus dem Wege räumen, um Ruhe vor diesem Teufel zu haben!“ Er ging nicht mehr, er lief durch die Straßen. Nach einer Stunde sank er kraftlos und erschöpft auf einer Bank nieder; er blickte niemand an, als hätte er seine ganze Umgebung vergessen und wäre tief in Gedanken versunken. Vesters Tod erschien ihm plötzlich wie ein nahes und gewisses Ziel.

Bransen erhob sich und ging in der Richtung zum Bahnhof. Der Zug nach Italten? Er verhandelte aufgeregter und verstört mit einem Beamten. „Vormittags, zehn Uhr fünfzehn,“ sagte der Mann.

Langsam schlenderte Bransen zurück. Der Abendzug war schon weg! Das Schicksal war dagegen! Ihm wurde leichter ums Herz, und seine Gedanken klärten sich. „Das ist ja lauter dummes Zeug,“ dachte er wieder, und es war gar kein Grund zur Aufregung. Eine rein physische Störung! Aber obwohl er jetzt fast heiter aussah und die Menschen auf der Straße mit freundlichen Blicken betrachtete, ahnte er in diesem Augenblick ganz von fern, daß sein Weg doch über eine Tote führe.

Am anderen Morgen erwachte er unverhältnismäßig früh, nach einem unruhigen Schlaf, der ihm keine Erlösung gebracht hatte. Er erwachte in verbitterter, gereizter, ingrimmiger Stimmung. Als der alte Bried ihm Tee brachte, sagte er: „Es ist seit einer Stunde ein Herr da, der Sie sprechen will.“

„Wer?“

„Er nennt sich „Major“.“

„Danke, Major,“ dachte Bransen dumpf. Der Mann kam ohne Zweifel, um ihn zu besänftigen. „Sagen Sie dem Herrn, daß ich nicht zu sprechen bin.“

Der alte Mann ging.

Bransen hörte das Zuschlagen der Haustür und sah auf die Straße. Der „Major“ kam aus dem Tor und schlich sich langsam, wie ein verprügelter Hund, um die Ecke. Er sah aus wie ein Gespenst.

Mit zunehmender Zeit wurde Bransen ruhiger. Die Nervosität legte sich ganz und gar. Letzte Zweifel wichen. Es war nicht zu umgehen, der Weg mußte freigemacht werden. Um halb zehn war er ganz klar im Kopf, wie seit langer Zeit nicht mehr. Er suchte nach seiner Aktentasche und legte einen Kragen, ein Buch und eine Pistole hinein.

Dann fuhr er zum Bahnhof.

Bransen saß allein in seinem Abteil, schlief halb ein und wachte, wenn der Zug an den Stationen stoppte, wieder auf. Dann blickte er mit einem Ausdruck des Bedauerns um sich, weil niemand sein Abteil betrat. Bransen erhob sich, als der Zug den Brenner eben passiert hatte, und suchte nach einem anderen Abteil, mit dem angenehmen Ausdruck eines Mannes, der in Brenner eingestiegen war. Er ging suchend durch den Gang und blickte flüchtig in die Fenster: Kartenspieler, Kinder, Ammen, ein Koloss von einem Weib, das ihrem eigenen Koffer glich, Oberlehrer, Greise — nein, das war nichts für ihn!

Er blieb stehen. Er griff sich an den Kopf und riß die Augen auf. Seine Hand, die im Begriff war, eine Tür zu öffnen, sank hinab. Er erstarrte! „Bin ich wahnsinnig geworden?“ dachte er. Aber er war nicht wahnsinnig geworden; in dem Abteil, am Fenster, stand eine bekannte Dame und legte ihren Koffer in das Netz. Dann nahm sie Platz, warf ihren Kopf zurück und griff nach einem Magazin.

Bransen stand eine ganze Zeit mit angehaltenem Atem: alle Grenzen zwischen Traum und Wirklichkeit waren verwischt. Die Dame, die wahrscheinlich in Brenner den Zug bestiegen hatte, war Vester!

Vester!!

Bransen träumte nicht, es war die Wirklichkeit! Bransen glühte plötzlich und erstarrte wieder, genau wie in größter Winterkälte. Vester wandte ihm den Kopf zu, aber über ihr Gesicht ging kein Erstaunen. Schon sah sie wieder in ihr Heft und betrachtete die Bilder. Bransen riß so heftig die Tür auf, daß zwei Kartenspieler kreidebleich aussahen, als wäre der Zug entgleist, und Vester selbst zog die Augenbrauen in die Höhe und warf einen verwunderten Blick auf den Ankömmling. Doch abermals glitt ihr schneller Blick ab und wandte sich den Bildern zu.

„Sie ist es nicht,“ dachte Bransen, fand aber keine Erklärung für diese Ähnlichkeit. „Sie ist nicht Vester,“ das sagte er sich bei ruhiger Ueberlegung. Er war sich nicht einmal klar, ob da überhaupt jemand saß oder ob die Dame vielleicht nicht einmal die geringste Ähnlichkeit mit Vester hatte. Sein zweifellos krankhafter Zustand mochte schuld an dieser Einbildung sein. Wäre es Vester, so hätte sie ihn erkannt, diese aber nahm keine Notiz von ihm.

Es kam ihm Lust an festzustellen, was denn eigentlich an dieser Erscheinung so sonderbar sei. Erstens war sie eine junge Frau, sie trug den Ring am Finger. Ferner war sie blond, wundervoll blond, während Vesters Haar dunkel getönt war. Aber hatte sie nicht dieselben Augen und dieselben Augenbrauen, die sich ab und zu nervös wölben, ganz in Vesters Manier? Es war ein ganz seltsamer, sonderbarer Anblick. Es kam ihm sogar einen Augenblick der Gedanke, ob er sich nicht doch irre. Er sah ein noch ganz junges Gesicht vor sich, von zwanzig oder vielleicht zweiundzwanzig Jahren, in das noch kein Erleben gezeichnet war. Nein, Vesters Gesicht war dies nicht. Schließlich schloß Bransen die Augen, anscheinend vor äußerster Müdigkeit, in Wahrheit aber, um nichts mehr zu sehen. Doch er riß die Augen sofort wieder auf.

Er bemerkte nämlich, daß die junge Dame angefangen hatte, ihn gleichfalls interessiert zu betrachten. Vielleicht war ihr in seinem Gesicht ein Zug aufgefallen, den man in anderen Gesichtern nicht sah, vielleicht hatte sie nur sein Gebahren aufmerksam gemacht. Sie betrachtete ihn unverhohlen, wie einen Teil der Landschaft im Fenster, das Magazin hatte jetzt gar kein Interesse mehr für sie. Plötzlich legte sie das geöffnete Heft auf die Tischplatte, gerade so, als ob sie ihn ein Bild sehen lassen wollte. Sein gespanntes Auge erfaßte gleich das Bild. Zu seinem größten Staunen erkannte er Yester, in einem außerordentlichen Kostüm und in einer außerordentlichen Beleuchtung. Er konnte sogar die Unterschrift lesen: „Die zur Zeit in Wien gastierende Tänzerin Yester in einem spanischen Schal!“

Bransen fragte entgeistert: „Verzeihung, wenn ich Sie um eine Auskunft bitte! Sind Sie die Dame, die dieses Bild darstellt?“

Sein Ton war so sehr von aller Vernunft verlassen, daß sie ihn sehen ansah, mit geöffnetem Mund. „Nein,“ sagte sie ganz erstaunt und lächelte im Verborgenen. „Leider bin ich diese Dame nicht. Man hat mich schon oft verwechselt, und immer, wenn ich sagte: „Nein, ich bin es nicht!“ hat man's mir nicht geglaubt! Aber Sie können es mir ruhig glauben! In der Tat, ich bin es nicht!“ Als sie endete, glitt um ihre Lippen ein sonderbares Lächeln, wie wenn sie bewußt die Unwahrheit gesagt hätte.

Bransen schien es, daß sie mit Yesters Stimme sprach; es war der gleiche Klang, das gleiche spröde und doch weiche Organ. „Verzeihen Sie die Störung,“ stammelte er und sah absichtlich aus dem Fenster, weil er das Gespräch nicht fortsetzen wollte.

Mit der beginnenden Dämmerung erschien in der Tür der Kopf eines italienischen Stewards. „Platzkarten zum Abendessen?“ Instinktiv blickte die junge Dame auf Bransen, was er dazu sagen würde; Bransen schüttelte den Kopf, und wahrscheinlich nur deshalb sagte auch sie: „Nein.“ Nur die beiden Kartenspieler erhoben sich.

Bransen lachte innerlich laut auf. Das Schicksal handelte wirklich wie eine fürsorgliche Mutter! Für die verlorene Yester hielt es gleich eine neue in Reserve und sandte sie ihm in den Zug Wien — Venedig! Das war mehr, als man verlangen konnte! Aber Bransen hatte keinen Bedarf für solche Dinge.

Sie legte ihren Handkoffer auf den Schoß und packte eine Menge Sachen aus, aus denen sie ein Abendbrot improvisierte. Viele appetitliche Dinge lagen auf der Tischplatte, Sandwiches und Früchte, und sie biß beherzt zu. Ihre großen wunderlichen Augen schweiften zu ihm hinüber und schienen sagen zu wollen: „Ich möchte Ihnen gern etwas anbieten, mein Herr, allein ich wage es nicht, und es wäre mir angenehmer, wenn Sie sich an mich wenden würden!“

Das geschah allerdings nicht

Bransen begegnete ihrem Blick und wagte ein Experiment. Mit dem Aufgebot seiner ganzen Willenskraft versuchte er, den Blick zu halten und suggestiv auf sie einzuwirken. „Hören Sie,“ sagte er innerlich zu ihr. „Ich habe Ihnen etwas mitzuteilen. Der Mann, mit dem Sie durchaus ein paar nette Worte zu tauschen wünschen, ist im Begriff, die Tänzerin Yester, der Sie so vertauselt ähnlich sehen, zu erschießen. In der schwarzen Aktentasche liegt die Pistole, bitte, überzeugen Sie sich. Denn ich verstehe absolut keinen Scherz und habe so meine eigenen Ansichten über die Frauen. Vielleicht interessiert Sie das, was ich Ihnen eben mitgeteilt habe!“

In ihren Augen leuchtete kein Verstehen auf. Sie versuchte verzweifelt, diese stumme Ansprache zu begreifen. Sie war nahe daran zu fragen: „Was meinen Sie, bitte?“ Ihr Gesicht war ganz ernst. Etwas wollte er ihr mit seinem Blick bedeuten, das hatte sie ver-

standen. Aber was das war? Sie hob den Blick und betrachtete seine Aktentasche, als wenn er von der gesprochener hätte. Doch sie fand nichts Auffälliges daran. „Er hat einen Tiroliad,“ dachte sie und zuckte in nicht mißzuverstehender Weise die Schultern: „Ich begreife Sie nicht!“

„Oh, hatte sie denn gar keinen Verstand!?“ Bransen gab endlich ihre Augen frei.

Sie schüttelte kaum merklich den Kopf und schien nachzudenken, etwa eine Minute lang, dann gab sie ihre Bemühungen auf. Die junge Dame packte die Reste ihres Abendbrot ein und suchte nach dem Zigarettenetui.

„Kein Feuer, he?“ dachte Bransen schon im voraus. Belustigt sah er der Komödie zu, wie sie die Zigarette zwischen die Finger nahm, sie zwischen die Lippen steckte und mit einer geradezu komischen Verzweiflung alle Taschen nach den Streichhölzern abtastete. Nein, kein Feuer! Hilflos sah sie ins Gepäck, als wenn vom Himmel ein Streichholz fallen könne. Bransen ließ sie zappeln, mit ihrer Zigarette im Mund, und gab nicht das geringste Anzeichen, behilflich sein zu wollen.

„So ein Flegel!“ dachte sie und ignorierte ihn vollkommen. Doch sie entschloß sich nicht, ihr Feuerzeug, das wohlverwahrt in ihrem Handtäschchen ruhte, hervorzuholen. Sie schmolte, indem sie leicht verächtlich die Lippen spitzte. Als die Kartenspieler satt und noch bider als zuvor zurückkehrten, wandte sie sich demonstrativ an den einen, der eine brennende Zigarre vor sich her trug, und bat ihn mit ihrer lebenswürdigsten Stimme um Feuer.

Bransen nahm das Buch aus seiner Aktentasche, aber er las nicht. Er hatte das Buch hundertmal gelesen. Professor Hirnbringer. Die Krankheiten der Herzklappen. Das war nichts für eine junge Dame, so sehr sie auch den Kopf vorstreckte. Bransen hatte die Lust an diesem Intermezzo verloren; er versteckte sich geradezu vor ihren neugierigen Blicken.

Als der Zug über den langen, schmalen Damm lief, der zu der Inselstadt Venedig führte, drängten sich schon die Reisenden durch die Gänge. Draußen wuchsen die Lichter, zerprühten, schwebten, tanzten. Bündel von Licht strahlten durch die Luft und flimmerten zitternd auf dem Wasser. Ein großartiger, jahrhundertalter Wind vom nahen Meer strömte herein. Der Zug stand. Die junge Dame ordnete ihr Gepäd und nahm einen stillen, lächelnden Abschied von ihrem Gegenüber, der nicht erwidert wurde. Bransen erhob sich sofort, ohne ihr seine Hilfe anzubieten und ohne sie zu grüßen, und verließ das Abteil.

Er ging durch den Bahnhofslärm und sah gedankenvoll auf einen Zug, der drüben hielt und Passagiere verschluckte. Ein Schild: Venedig—Wien. Vielleicht war es das richtigste, gar nicht den Bahnhof zu verlassen und zurückzufahren. Wer konnte in den Sternen lesen? Bransen ging vorwärts und sah sich nicht mehr um. Er stieg die Bahnhofstreppe hinab und wurde unvermittelt verzagt, verlor gänzlich, als ein grotesker, fremdartiger Lärm über seinem Kopf zusammenschlug und sein Auge die bunte, strahlende Szenerie erblickte, das Bewußtsein seiner Persönlichkeit. Sekundenlang war er so sehr erschüttert und überrascht, daß jeder Gepäckträger mehr Sicherheit hatte als er. Er lehnte sich an eine Säule, und es war ihm gerade so, als wenn er mitten in einem Traum erwache und das Traumbild noch deutlich vor sich sähe. Im Canal Grande schwankten die Gondeln. Männer am Kai brüllten mit dem letzten Rest ihrer Stimmen: „Gondola! Gondola!“ Ein scharer, süßlicher Geruch kroch aus dem leise plätschernden Wasser.

Bransen konnte sich nicht von seiner Säule trennen. Während der Fahrt hatte er an alle möglichen Dinge gedacht, nur nicht an das wichtigste: die Unterkunft. Die schmutzigen Hotels am Bahnhof, in denen mit jeder Minute verdächtige Pärchen verschwanden, flößten ihm

Grauen ein. Alles kam ihm sonderbar häßlich und verzerrt vor. Kein Zweifel, Venedig stank! Es stank nach Parfümen und Latrinen. Dies war keine Zauberstadt, sondern ein Spul blinkenden Moders! Grenzenlose Einsamkeit überfiel ihn. Mordbereitschaft und kühnste Energie verfloßen in Nichts. Es war ein gänzlich unbedeutender junger Mann, der hier mit sich und der Welt haderte. Bransen dachte wieder an den Zug, der in der Halle stand. Venedig—Wien, ja, das wäre das Beste. Sein Heil lag in der Arbeit: nur durch den Erfolg konnte er Vester beweisen, daß er ihr über war. Der Erfolg war Rache, nicht Vesters Tod! Alle diese Empfindungen stürmten auf ihn und ließen ihn nicht zur Ruhe kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Pädagogik.

Von Wilhelm Grob.

Die handelnden Personen:

Vater: Ganz gewöhnlicher Europäer, verheiratete sich vor zweieinhalb Jahren mit —

Mutter: Ganz durchschnittlich, wurde vor anderthalb Jahren Mutter von Bübchen, der nicht ganz gewöhnlich ist. Er ist das süßeste Geschöpf dieser Welt. Er ist das artigste Kind, das man sich denken kann. Er hat die verschiedensten Veranlagungen, und wenn er Zeit und Lust hat, ist er das lebenswerteste, reizendste, gehorsamste usw. Kind, das jemals geboren wurde — von Mutter, versteht sich . . .

Die Handlung spielt in der Wohnstube.

Zeitpunkt: Das Zeitalter des Kindes, der Humanität, der Pädagogik, des Dancings und des Lippensittes.

Erste, aber kräftig wirkende Szene:

Mutter (sitzt in einem Lehnstuhl und häkelt an einer Arbeit, die sonstwas werden kann, für alle Zwecke zu gebrauchen): „Bübchen ist heute gar nicht artig gewesen . . .“

Vater (auch in einem Lehnstuhl, aber mit dem Feuilleton der Abendzeitung, das fabelhaft spannend ist): „So?“

Mutter: „Du hörst ja gar nicht, was ich sage!“

Vater: „Ja — nein — was sagtest du?“

Mutter: „Ich sagte, daß Bübchen heute gar nicht artig gewesen ist.“

„Hast du ihm da wenigstens die Hosen strammgezogen?“

Vater — bildest du dir wirklich ein, daß ich bei jeder Gelegenheit auf das Kind losfahren soll . . .?“

Vater, nicht bei jeder Gelegenheit, aber er ist nun wirklich halb groß genug, um endlich etwas artiger zu sein. Ich entführe mich nicht, in welchem Blatt ich das gelesen habe, und welcher Arzt bei irgend einer Gelegenheit geschrieben hat, daß ein Kind während der ersten zwei Lebensjahre erzogen werden müsse; es scheint wirklich etwas daran zu sein. Die Seele des Kindes ist ja in den beiden ersten Jahre sehr empfänglich . . .“

Mutter (leicht irritiert): „Ach — hör doch auf mit deiner wissenschaftlichen Saaba. Kinder müssen nicht mit Prügel, sondern durch gute Begünstigung erzogen werden. Früher prügelte man die Kinder, wenn sie unartig waren, aber heute . . .“

„Zur rechten Zeit und auf die rechte Art . . .“

Vater, Unstun! Deine Mutter hat mir ja zwar erzählt, daß du ziemlich na, wie soll ich sagen, handgreiflich erzogen worden bist — bis zu deiner Konfirmation, ja, sogar noch länger — aber —

Vater (in seiner Stimme ist jetzt ein Zusatz von 25 Prozent Hohn): „Ja, ich war damals ein richtiger Junge, ich hing nicht immer meiner Mutter am Schürzenband, ich war ein richtiger Junge ganz einfach, und nicht ein süßer kleiner Kerl — und Bübchen soll auch ein Junge werden.“

„Das kann er ja auch, ohne früh und spät Priegel zu bekommen . . .“

Vater (weitere 10 Prozent Hohn): „Ja — du hast ja nun mal diese verflu . . . weichgeflotteten Ansichten. Was hat denn der Junge eigentlich getan? Hat er in der Watschschüssel gepantscht, oder hat er eine andere himmelschreiende Todsünde begangen?“

„Er hat sich an deinen Schreibtisch herangemacht. Du hast die Schubladen offen stehen gelassen, und er hat alle Papiere auf den Fußboden gestreut — einige hat er auch zerrissen. Du könntest auch daran denken, Schubfächer und Schränke zu verschließen; dann könnte so etwas nicht passieren.“

Vater (mit steigender Temperatur): „Ja, selbstverständlich, ich werde alles verschließen, große Hängeschlösser werde ich daran hängen, und dann werde ich zu Hause bleiben und aufpassen . . .“

Mutter (80 Grad Celsius): „Du willst doch wohl nicht etwa ein so kleines Kind verantwortlich machen! Es weiß ja nicht, was es darf und was es nicht darf. Aber — wo ist Bübchen eigentlich?“

Bübchen, das sich weder für die Zeitung, noch für das Häfelzeug seiner Mama interessiert, hat selbständig einen Ausflug ins Schlafzimmer unternommen. Auf dem Toiletentisch hat er reichliches Material zu lösmelischen Studien gefunden. (Bübchen ist, wie bereits erwähnt, außerordentlich gewerd.) Er hat bereits den halben Inhalt einer Ruberdose verpeißt, denselben Weg gingen zwei Augenbrauentifte, und jetzt ist er gerade damit beschäftigt, mit astringierendem Badewasser nachzuspülen und sich mit Hautcreme den Mund auszusmieren, denn alles Vorhergegangene hat

nicht etwa gut geschmeckt, aber immerhin war es doch mal was anderes als Grießpamp.

Mutter (sichtbar erregt): „Neeee — — wie sieht der Junge aus! — — o Gottogott — — für vier Kronen Ruber . . .“

Vater (kommt herbeigestrürzt und erfährt die Situation mit einem Blick): „Ja — der ganze Farbenladen! Das kommt davon, wenn man seine Sachen nicht so unterbringt, daß es für ein kleines Kind ganz unmöglich ist, dabeizukommen. (Noch 10 Prozent Hohn): Was machst du eigentlich überhaupt mit all dem — äh — Plunder, dem Dreck da — überlasse doch das den jungen Dingen, die auf Jagd nach dem Mann gehn! — Was brauchst du als verheiratete Frau dich mit solcher Kriegsmalung zu überfluchen — diese Vermörtelung mit Schminke! Sattigitt . . .“ usw. usw. Ach!

Brach! Pummel! Plärren! Heulen! Jetera! . . .“

Und da sagt man: Nichts verbindet zwei Menschen mehr als ein Kind! —

Zwei Wittwen.

Von W. Doroschewitsch.

Welche Frau würde auf das Vergnügen, eine glückliche Nivalin erniedrigen zu können, verzichten, zumal wenn diese glückliche Nivalin zugleich ihre beste Freundin ist? Anna Iwanowa, eine junge Frau, erst seit kurzem verwitwet, reichte ein Bündel Briefe der völlig vernichteten Maria Petrowna. „Hier, nehmen Sie sie. Ich habe sie zwischen den Papieren des Seligen gefunden.“

Maria Petrowna übernahm mit zitternden Händen die Briefe. „Ich weiß nicht, was ich von Ihnen denken soll. Sie sind entweder sehr boshaft oder sehr großmütig.“

„Weder das eine noch das andere. Ich bin einfach erstaunt!“

Anna Iwanowa verzog die Lippen zu einem verächtlichen Lächeln. „Ich habe Ihre leidenschaftlichen Wortergüsse gelesen. Fürwahr, ich hätte nie gedacht, daß der selbige Nikolaj Nikolajewitsch eine solche Leidenschaft erwecken konnte.“

Ihre Briefe sind gelesen worden! Maria Petrowna hatte das Gefühl, als hätte man sie öffentlich entkleidet. „Sie können mich verachten oder hassen. Ich habe aber Ihren Mann geliebt. Ich habe ihn heiß, wahrhaftig geliebt. Es war unmöglich, ihn nicht zu lieben. Diesen . . .“

„Meinen Nikolaj Nikolajewitsch? Ich hätte das nie gedacht!“

„Er war so freundlich, immer so liebenswürdig, zuvorkommend und lustig.“

„Nikolaj?“

„Und schlaffertig! Er hat schön reden können. Man mußte unbedingt lachen. Die Zeit verfloß geradezu in seiner Gesellschaft.“

„Entbedungen, die nach seinem Tode gemacht werden! Dieser Faulpelz, dieser Klumpfuß, dieser Anecht Ruprecht, bei dem es Mühe kostete, von ihm ein Wort herauszubringen. Mein Mann, durch dessen Ader lauwarmes Wasser floß!“

„O nein! Sprechen Sie nicht so! Er konnte sehr lieben! Er besaß so viel Feuer! Er machte einen mit seiner Leidenschaft gleichsam betrunken.“

„Sie sprachen ja von Wassilij Wassiljewitsch?“

„Von meinem seligen Mann?“

„Jawohl! Sie geben die Charakteristik Ihres Mannes. Eine ganz vorzügliche Charakteristik, die ich mit beiden Händen zu unterschreiben bereit bin.“

„Sie?“

„Wir sind quitt. Es gibt eine Gerechtigkeit auf Erden! Ja, ja! Während Sie sich mit Nikolaj Nikolajewitsch über mich lustig machten, habe ich mit Ihrem Gemahl Sie ausgelacht.“

„Sie haben das getan? Mit ihm?“

„Wollen Sie vielleicht noch fragen: mit welchem Recht? Mit demselben Recht, mit dem Sie mit meinem Mann diesen Briefwechsel geführt haben. Mit dem Rechte einer Freundin der Frau.“

„Nein, nein! Aber einen Mann, wie es der selbige Kolja war, zu betrügen . . . Wadon, ich wollte sagen, der selbige . . .“

„Macht nichts, macht nichts! Sehen Sie nur fort! Ich sehe gar nicht ein, warum ich ihn nicht mit Wassilij betrügen hätte sollen.“

„Mit diesem Lölpel, diesem Bauer, diesem Frauenfeind?“

„Ich habe davon nichts gemerkt! Ich lang mich über Mangel an Liebenswürdigkeit oder Mangel an Fröhlichkeit bei ihm durchaus nicht beklagen.“

„Dieser Klumpfuß?“

„O nein, er konnte sehr lustig sein, wenn er wollte. Mit mir wollte er es immer.“

„Dieser Fisch?“

„O, Sie irren sich!“

„Dieser abgelebte Mensch?“

„Ich wiederhole, Sie irren sich, meine Liebe.“

„Aber ich war doch seine Frau!“

„Bestatten Sie aber, daß auch ich ihn ein wenig kenne. Mit mir war er nie so! Das könnte ich eher von meinem Manne sagen!“

„Bitte, erwähnen Sie nicht seinen Namen gleichzeitig mit dem des Wassilij Wassiljewitsch! Kolja!“

„Ich, seine Frau, kann das leider nicht sagen! Wie auch Sie es nicht von Nikolaj Nikolajewitsch sagen können. Sie, seine Frau.“

Sie streckten einander die Hände entgegen, wie es zwei Menschen tun, die vom gleichen Schicksalsschlag getroffen worden sind. „Durch andere muß man die eigenen Männer kennen lernen. Solche Urgeheuer!“

„Das ganze Unglück liegt darin, daß sie mit ihren eigenen Frauen verheiratet sind.“

„Vielleicht sollten auch wir fremde Männer heiraten!“
Und die beiden Witwen küßten sich.

Ein geistergläubiger Bankier.

Nach Berichten aus Newyork gibt es wirklich Bankiers, die an anderes glauben als an ihre Kuponschere. Es wird sogar sein Name genannt, der uns ja aber nicht interessiert, da wir die Geschichte nur zu Nutz und Frommen unserer Mitmenschen weiter-erzählen wollen.

Dieser Newyorker Bankier war durch den Tod seiner Frau in so untröstliche Trauer verfaßt, daß er dem Spiritismus in die Arme getrieben wurde, wie ja so viele Trauernde dort Trost suchen in der Hoffnung, eine Verbindung mit ihren Toten anzuknüpfen zu können. Der Bankier hatte wirklich die Genugtuung, daß der Geist seiner Frau zu ihm kam, und nun gehörte sein ausschließliches Interesse allem, was mit dem Spiritismus in Verbindung stand. Bald genügten ihm die täglichen Unterhaltungen, die er durch Vermittlung der Medien mit dem Geist seiner Gattin führen durfte, nicht mehr, sondern es erwuchs in ihm der Wunsch, auch mit den Geistern berühmter Persönlichkeiten der Vergangenheit in Verkehr zu kommen; er wollte die Geister von Königen, Präsidenten, Feldherren und Philosophen um sich sehen. Dieser Wunsch wurde sofort erfüllt. Das matt erleuchtete Zimmer, in dem die Seancen stattfanden, wurde bald von vielen illustren Persönlichkeiten besucht. Als erster kam Wilson. Aber auch Washington, General Lafayette und andere der großen Männer Amerikas durften nicht fehlen. Die Unterhaltung mit diesen Männern war dem Bankier höchst schmeichelhaft, und er mochte sich gar nicht mehr von ihnen trennen. Er ging so weit, daß er Wilsons Geist in seinen Geschäftsangelegenheiten zu Rate zog.

Aber sein Ehrgeiz ging weiter. Sein ganzes Sehnen richtete sich darauf, den Geist Napoleons zu beschwören. Doch durch sein Mittel wollte sich dieser Große herbeiziehen lassen. Widerstand reizte bekanntlich die Begierde. Dem Bankier wurde es förmlich zu einer fixen Idee, mit Napoleon sprechen zu müssen; das Heiß seiner Seele schien ihm davon abzuhängen. Er machte verschiedene Versuche, sein Ziel zu erreichen, wandte sich an die verschiedensten Medien, niemals wollte die Beschwörung gelingen. Napoleon erschien nicht. Da, eines Tages meldete sich ein französisches Medium bei dem Bankier, ein Herr Colombe, der durch zahlreiche Zeugnisse nachwies, daß er das hervorragendste Medium der Welt sei. Er bot dem Bankier seine Dienste an, da er von seinem Wunsch, den Geist Napoleons zu sprechen, gehört habe. Doch fügte er hinzu, daß man bei diesem Unternehmen sehr vorsichtig zu Werke gehen müsse. Zunächst sei es unbedingt notwendig, alle Fragen, die man an den Geist zu richten gedenke, vorher aufzuschreiben. Dann brauche man bei der Sitzung nur dieses Blatt mit den Fragen auf den Tisch zu legen, man brauche die Fragen nicht mündlich zu stellen. Doch müßten die Fragen von demjenigen unterzeichnet werden, der sie stelle. Der Bankier wollte sofort nach einer Feder greifen, um das Formular zu unterzeichnen, aber Herr Colombe hinderte ihn: das Frageformular dürfe erst zu Beginn der Sitzung selbst in Anwesenheit des Geistes unterzeichnet werden; die rote Lampe, die dabei angezündet würde, gäbe genügend Licht, um die kleine Formalität vollziehen zu können.

Der große Abend kam. Herr Colombe rief den Geist Napoleons, der Geist kam. Mit bebender Hand setzte der Bankier seinen Namen unter das Frageformular. Nun ließ Napoleon sich herbei, der Reihe nach die Fragen zu beantworten. Sein dröhnender Bass machte einen tiefen Eindruck auf den Bankier, der diese Viertelstunde seiner Unterhaltung mit dem großen Kaiser für die allschönste seines Lebens hielt.

Einige Tage später entdeckte der Bankier, daß in seinem Scheckbuch ein Blatt fehlte. Er eilte zur Bank, um sich zu erkundigen. Am Tage nach der Napoleon-Seance hatte ein Herr einen Scheck mit der Namensunterschrift des Bankiers vorgelegt und 5000 Dollar darauf ausgezahlt erhalten.

Aber für die allschönste Stunde des Lebens kann ein Bankier schon einmal zwanzigtausend Mark bezahlen!

Das Selpensterchiff.

In den großen Häfen von Le Havre fährt ein Schiff ein, an dessen Mast eine Fahne hängt, die mit Trauerflor umwunden ist. Es ist ein trüb-nebeliger Dezembertag, und trüb und verschlossen sind die Mienen der Herren von der Hafenpolizei und vom Marineministerium, als sie sich nach dem seltsam unheimlich aussehenden Schiff hinausbegeben. Was mag sich auf diesem Schiff ereignet haben, daß die Fahne auf Helmdast gehißt ist und den Trauerflor trägt?

Aus Afrika kommt dieses Schiff, das „Sonne“ heißt, wie zum Hohn. Kaum hatte es die afrikanische Küste hinter sich gelassen, als der erste Maschinist am Gelben Fieber erkrankte. Er war jedoch ein tapferer Mann und ließ sich nicht so leicht unterliegen. Er achtete nicht weiter auf die Symptome der Krankheit und versah seinen Dienst wie gewöhnlich. In der Nacht aber gab es eine heftige Explosion, Offiziere und Mannschaften luhnen aus dem Schlaf. Der Maschinist hatte den Dampfer in die Luft zu

springen versucht! Er hatte eine Dynamitpatrone gelegt und um Mitternacht die Lunte angezündet. Der Zufall hatte es gefügt, daß die Bombe nichts taugte, sonst wäre ein entsetzliches Unglück geschehen. Jetzt war nur der Maschinenraum stark beschädigt und der Maschinist, selbst lebensgefährlich verletzt. Erschrocken war dieses Attentat nur dadurch, daß der Mann durch die Einwirkung des Gelben Fiebers um seinen Verstand gekommen war. Um für den schwerverletzten Mann das Mögliche zu tun, ließ das Schiff Mourabia an, wo man versuchte, ihn in ein Lazarett zu bringen, aber das Verhängnis wollte, daß alle Krankenhäuser überfüllt waren und man kein Unterkommen für ihn finden konnte. Es blieb nichts übrig, als den schwerverletzten, kranken Mann an Bord zu behalten, wo er noch vierundzwanzig Stunden lebte.

Man bestattete ihn in dem Wogengrabe und hatte nun wieder Ruhe auf dem Schiff. Aber schon nach zwei Tagen erkrankte der erste Steuermann ebenfalls am Gelben Fieber. Bei ihm zeigten sich ungefähr die gleichen Symptome wie bei dem zweiten Maschinisten, auch sein Verstand wurde angegriffen, was sich darin äußerte, daß er ohne jeden ersichtlichen Grund plötzlich seinen Revolver zog und ihn auf den Schiffs-offizier Manfred abfeuerte. Glücklicherweise traf der Schuß nicht. Dennoch ergaben sich schlimme Wirkungen. Angst und Unruhe benahmigten sich der Besatzung, alle wurden mißtrauisch, keiner mochte sich mehr auf den andern verlassen. Alle waren erleichtert, als man in Port-Gentil ankam, wo Steuermann und Schiffs-offizier sich auf das französische Konsulat begaben, um ihre Angelegenheit vorzutragen. Dem Konsul gelang es nicht, die beiden zu versöhnen, aber er wußte es einzurichten, daß der Steuermann nicht wieder auf den Dampfer zurückkehrte, sondern in ein Krankenhaus eingeliefert wurde. Das geschah am 24. Oktober.

Der Offizier begab sich allein auf das Schiff zurück, das am nächsten Morgen früh die Anker lichtete. Niemand ahnte, daß der Steuermann in dieser Nacht aus dem Lazarett entwichen war und sich heimlich an Bord gesellen hatte. Er hatte sich im Maschinenraum versteckt und hielt sich dort verborgen, bis das Fahrzeug sich in Bewegung gesetzt hatte. Da drang er in die Kajüte des Kapitäns ein, wo dieser noch schlief, und tötete ihn durch einen Revolverschuß. Der Telegraphist hatte den Schuß gehört und eilte zu Hilfe, aber auch er wurde niedergeschossen. Dann raste der Steuermann mit dem Revolver in der Hand auf Deck und drohte jeden zu töten, der in seine Nähe käme. Darauf stieß er einen entsetzlichen Schrei aus und stürzte sich ins Meer. Etwa eine Minute später hörte man wieder einen Schuß. Der Steuermann hatte bei dem Sprung in die See den Revolver in der Hand behalten und jagte sich eine Kugel durch den Kopf. — Aber das Entsetzen hatte damit noch nicht sein Ende gefunden. In den nächsten Tagen starben weitere drei Mann von der Besatzung am Gelben Fieber. Unter den Ueberlebenden brach eine Meuterei aus, die einen blutigen Verlauf nahm und nur mit großer Mühe unterdrückt werden konnte. Das Schiff mußte noch einmal nach Port Gentil zurückkehren, um einen Stellvertreter für den ermordeten Kapitän an Bord zu nehmen. Dann wurde die Rückfahrt nach Le Havre angetreten.

Trüb-nebelig ist der Dezembervormorgen, als in den Häfen von Le Havre ein Schiff einläuft, dessen Fahne halbmast weht und mit Trauerflor umwunden ist. Die „Sonne“ hat ihre schaurige Todesfahrt beendet.

Allerlei Wissen.

Unsere Voretern. Jeder Mensch hat 2 Eltern, 4 Großeltern, 8 Urgroßeltern, 16 Ururgroßeltern, 32 Voretern im fünften Grad, 64 Voretern im sechsten Grad, 128 im siebenten, 256 im achten, 512 im neunten, 1024 im zehnten Grad. Im sechzehnten Grad hat jeder Mensch 65 532 Voretern. Sechzehn Geschlechter nehmen einen Zeitraum von ungefähr 500 Jahren ein. Unter den 65 532 Voretern, die jeder der jetzt Lebenden im 15. Jahrhundert gehabt hat, befinden sich ohne Zweifel Personen aller Stände und Klassen, Arme und Reiche, so daß die Verschiedenheit der Zukunft der Menschen im allgemeinen wohl nicht so sehr groß sein wird.

Neue Dramen von Erwin Hahn. Erwin Hahn, dessen Drama „Robert Blum“ im März am Stadttheater in Mainz zur Uraufführung kommt, hat eine neue Komödie geschrieben, die sich „Schweinentreiben“ betitelt.

Handschuhleder aus einer Pilzhaut. Ein sonderbares und wenig bekanntes Lebewesen ist der sogenannte Teepilz, auch Wunderpilz genannt, ein mikroskopisch kleiner, den Hefepilz nahe verwandter Pilz, der, wenn man ihn in gekühlten Tee gibt, den Tee nach kurzer Zeit in ein aromatisch-säuerliches und sehr erfrischendes Getränk verwandelt. Der Teepilz bildet nun, wenn er sich längere Zeit ungestört entwickeln kann, eine dicke, graublauliche Haut, die, getrocknet, sehr zähe wird und aussieht wie feines Leder. In solches hat man die Pilzhaut denn auch neuerdings verarbeitet, indem man sie zur Herstellung von Kunstleder gebraucht, aus dem sich schöne und haltbare Glacéhandschuhe anfertigen lassen.

fröhliche Ecke.

Stellung. „Wo hatte ich nur meinen Kopf, als ich mich entschloß, dich zu heiraten?“ jammerte Madame. — „An meiner Brust,“ bedauert Monsieur gleichfalls.

Neureich im Elitshotel. „Aber Mann, du steckst das Messer in den Mund!“ — „Es ist doch ein Gabelfrühstück.“

Verantwortlich: i. B. Guido Baehr, Poznan.